

Erfurt und die Kunst des Blaumachens

Die Wiederentdeckung des Färberhandwerks erinnert an eine reiche Geschichte und eröffnet auch interessante Zukunftsperspektiven

Viele seiner stattlichen Bürgerhäuser verdankt Erfurt einer unscheinbaren Pflanze: dem Färberwaid. Engagierte Fachleute und geschichtlich interessierte Bürger bemühen sich, das traditionelle Färberhandwerk wieder zu beleben.

Lucienne Rey, Erfurt

Wer nach dem Ursprung von Erfurts historischer Grösse sucht, wird in einer kleinen Gasse fündig. Im Andreasviertel, nahe am alten Stadtkern und doch abseits der Touristenströme, befindet sich das Fachgeschäft für Restaurierungsbedarf und Farbpigmente von Rosanna Minelli.

Zauberhafte Isatis tinctoria

Eine Farbe ist es denn auch, die der Stadt Erfurt zu frühem Reichtum verholfen und ihr Erscheinungsbild geprägt hat: Färberwaid – Isatis tinctoria – bedeckte in der Zeit vom Mittelalter bis in die Renaissance unmittelbar im Westen Erfurts ein geschlossenes Anbaugelände. Die Pflanze mit ihren gelben, an Raps erinnernden Blüten hielt Landwirtschaft, Handel, Färbegewerbe und nicht zuletzt umtriebige Kontrollbehörden am Laufen. Und so füllte das «goldene Vlies Thüringens», wie die Zeitgenossen den bescheidenen Kreuzblütler nannten, die Kassen der Stadtkämmerei und der «Waidjunker», die ihren Rang und Wohlstand mit prächtigen Bürgerhäusern zum Ausdruck brachten. Unmittelbare bauliche Zeugen der Waidverarbeitung finden sich in den Waidspeichern: schlichten, aber nicht minder imposanten Fachwerkbauten mit hohen Giebeldächern.

Wird der Ausdruck «Waidspeicher» gegogelt, erscheint zuoberst auf der Liste die Theaterkultur: Der historische Erfurter Waidspeicher dient heute einer Puppenbühne und einem Kabarett als Spielstätte. Diese Umwidmung ist bezeichnend für die Karriere des Wuids: Als touristisches Alleinstellungsmerkmal der Region wird er auch über eine Reihe von Produkten vermarktet wie etwa Shampoos, Badezusätze, Kosmetika und Kräutertee. Tatsächlich war die medizinische Wirkung der Pflanze schon in der Antike bekannt.

Thüringer Tradition

Dennoch mutet es überraschend an, dass das Erfurter Stadtmarketing eher auf die therapeutischen und kosmetischen Qualitäten des Wuids setzt statt auf seine Eigenschaft als Färberpflanze. Rosanna Minelli allerdings wundert sich



Eine unscheinbare Pflanze ist der Ursprung mancher stattlicher Bürgerhäuser in der historischen Altstadt von Erfurt. Im Bild der Fischmarkt mit dem Haus zum roten Ochsen.

nicht. Seit Jahren setzt sie sich intensiv mit der traditionellen Methode der Thüringer Waidfärberei auseinander und muss dabei erfahren, wie schwierig es ist, den historischen Erfahrungsschatz in die Gegenwart zu heben. «Kein Mensch weiss, was damals beim Färben wirklich passierte. Das mündlich weitergegebene Erfahrungswissen ist mit seinen Feinheiten verloren gegangen.»

Das Besondere an der historischen Färberkunst liegt darin, dass die blauen Pigmente nicht aus der frischen Pflanze extrahiert wurden, sondern aus einem getrockneten Zwischenprodukt. Die Bauern pflegten ihre Ernte zu waschen und in angewelktem Zustand in die dörflichen Waidmühlen zu bringen. Dort wurde sie auf die massive gepflasterte Tenne gelegt – einen auf dem Boden liegenden, runden Mahlstein. Nach dem Göpelprinzip führten Zugtiere den senkrecht dazu verlaufenden, geriffelten Mühlstein über das Mahlgut. Den so entstandenen Pflanzenbrei schichtete man zu Haufen auf, wo er ein paar Tage lagerte und zu gären begann, bevor er in halbfeuchtem Zustand zu

faustgrossen Bällchen – dem Ballenwaid – geformt wurde.

Was also zum Waidmarkt geführt wurde, waren die getrockneten Bällchen. Wieso sich dieses Zwischenprodukt als Handelsware durchsetzen konnte, ist unklar. Möglicherweise, weil es nicht rasch verdarb, wenig wog und damit auch einfach zu transportieren war. Rosanna Minelli vermutet ausserdem fiskalische Gründe: «Sogar für den Eigengebrauch war es den Bauern verboten, die blaue Farbe selber herzustellen. Das war eine Frage des Monopols.» Denn beim Handeln mussten die Bauern wie auch die Käufer den sogenannten Waidpfennig entrichten. «Die Stadt verdiente am gleichen Produkt mehrmals», so Minelli, zumal auch das Stapelrecht bei der Lagerung und der Wegzwang beim Transport für Einkünfte sorgten.

Mit Stinken reich werden

Die Farbproduktion war allerdings nicht nur eine Quelle der Einnahmen, sondern auch des Gestanks: Die un-

terbrochene Fermentation des Wuids wurde mit Urin wieder in Gang gesetzt, so dass die in Bottichen gärenden Pflanzenpartikel üble Gerüche absonderten; die Redewendung «stinkreich» hat in der Blaufärberei ihren Ursprung.

Um die Wende zum 17. Jahrhundert setzte der Niedergang des Wuids ein, der allmählich durch Indigo verdrängt wurde. Dessen Färbung ist zwar chemisch nicht von jener des Wuids zu unterscheiden, wohl aber in ihrer Intensität: Indigo enthält die drei- bis vierfache Menge an Indikan, einer Zuckerbindung, die sich in der Reaktion mit Sauerstoff blau färbt. Der Dreissigjährige Krieg und die Pest trugen ebenfalls dazu bei, den Waidanbau zurückzudrängen – es kam schlicht die nötige Arbeitskraft abhanden. Doch ganz in Vergessenheit geriet die einheimische Färberpflanze nicht. Sie fand gar wieder zu einer kurzen Blüte, als die napoleonische Kontinentalsperre die Einfuhr von Indigo aus den britischen Kolonien unterband. In jüngerer Zeit war es die deutsche Wiedervereinigung, die einigen Thüringern die Idee

eingab, mit dem Waid eine Nische im nun offenen Markt zu besetzen. Versuche, an die alte Färbertradition anzuknüpfen, endeten allerdings oft in Frustration und Verbitterung. Rosanna Minelli hat von einem Malermeister erfahren, er habe rund 400 Proben gezogen, ohne dabei auch nur einmal das begehrte blaue Pigment gewinnen zu können. Die Farbexpertin verzichtet daher auf die komplizierte Prozedur mit dem getrockneten Waid. Vielmehr färbt sie mit der frischen Pflanze und befolgt damit die Vorgehensweise, wie sie aus Indien überliefert ist und wie sie heute auch in Frankreich und Italien praktiziert wird.

Internationales Netzwerk

Neben ihrer beruflichen Erfahrung mit Farbpigmenten aller Art sind es ihre Kontakte in den Mittelmeerraum, die Rosanna Minelli für die Auseinandersetzung mit dem Waid nutzt. In der Region von Toulouse etwa entstanden in den letzten 15 Jahren zahlreiche Kleinunternehmen, die sich der Verwertung von «pastel» widmen, wie der Waid in Südfrankreich heisst. Und bei Urbino hat die technische Universität jüngst ein Projekt lanciert, um Wachstum und Verwendbarkeit des Wuids systematisch zu untersuchen. Rosanna Minelli nutzt ihre kunsthistorischen Verbindungen zum internationalen Erfahrungsaustausch. Eines ihrer Ziele: noch mehr über die alte Färberpflanze zu erfahren und herauszufinden, wie Anbaubedingungen, Wetterverhältnisse und Färbemethoden auf die farblichen Nuancen zurückwirken.

Dass sich seit wenigen Jahren auch umliegende Thüringer Dörfer wie Hochstedt und Rohrborn auf die alte Kulturpflanze besinnen und Waidmärkte durchführen, gibt der Farbexpertin Auftrieb und verhilft ihr zum pflanzlichen Rohstoff. Die zartblauen Seidentücher, Waidkreiden und Pulswärmer, die sie in ihrem kleinen Laden anbietet, finden Anklang. Ebenso ihre Stadtrundgänge, die den Spuren der historischen Waidproduktion folgen. Dass ausgerechnet eine Zugewanderte aus Genua zu einer Sachverständigen für die Erfurter Waidfärberei avanciert ist, passe zum internationalen Charakter der Kulturpflanze, meint Rosanna Minelli. Immerhin verlieh die Hafenstadt der Bluejeans ihren Namen: «Bleu de Gènes» wurde der Indigo genannt, der in der ligurischen Hauptstadt gehandelt wurde und zum Färben der robusten Segeltuchhosen diente. Wenn sich nun der Farbkreis zwischen Genua und Erfurt schliesst, hat das durchaus seine historische Richtigkeit.

AM MITTWOCH IN FORSCHUNG UND TECHNIK

- Ergebnislose Suche: noch keine Spur von Schwarzen Löchern im Cern-Beschleuniger
- Risiko-Gene bergen auch ein Potenzial für die Seele
- Wenn die halbe Sonne ausbricht: eine globale Sonneneruption erstmals beobachtet

Neue Zürcher Zeitung

Jetzt die «Neue Zürcher Zeitung» 4 Wochen lang für € 25.– testen: Telefon 0041 44 258 18 03, leserservice-international@nzz.ch, www.nzz.ch/abo